

Ist Viktor Vinblad tatsächlich ein Mörder? Oder hat man ihn vor Jahren zu Unrecht verdächtigt, als seine Jugendliebe ermordet wurde und er selbst danach spurlos verschwand? Ist er etwa selbst einem Verbrechen zum Opfer gefallen? Erst als Viktor nach 30 Jahren plötzlich wieder am Ort des Verbrechens auftaucht, entzerren sich Mythos und Wirklichkeit. Was ist damals wirklich passiert?

HÅKAN NESSER, geboren 1950, ist einer der interessantesten und aufregendsten Krimiautoren Schwedens. Für seine Kriminalromane um Kommissar Van Veeteren und Inspektor Barbarotti erhielt er zahlreiche Auszeichnungen, sie sind in mehrere Sprachen übersetzt und wurden erfolgreich verfilmt. Daneben schreibt er Psychothriller, die in ihrer Intensität und atmosphärischen Dichte an die besten Bücher von Georges Simenon und Patricia Highsmith erinnern. "Kim Novak badete nie im See von Genesareth" oder "Und Piccadilly Circus liegt nicht in Kumla" gelten inzwischen als Klassiker in Schweden, werden als Schullektüre eingesetzt, und haben seinen Ruf als großartiger Stilist nachhaltig begründet. Håkan Nesser lebt mit seiner Frau in Stockholm und auf Gotland.

HÅKAN NESSER

Die Schatten
und
der Regen

Roman

*Aus dem Schwedischen
von Christel Hildebrandt*

btb

Die schwedische Originalausgabe erschien 2004
unter dem Titel »Skuggorna och regnet«
bei Albert Bonniers, Stockholm.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage
der Neuerscheinung April 2015
Deutsche Erstveröffentlichung 2005
Copyright © der Originalausgabe 2004 by Håkan Nesser
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2005 by btb Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Umschlaggestaltung: semper smile, München
Umschlagmotiv: plainpicture/mia takahara
Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck
SL · Herstellung: sc
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-74947-8

www.btb-verlag.de
www.facebook.com/btbverlag
Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de!

DAVID

Ich verließ Uppsala und meine Familie gegen halb vier an einem Nachmittag im September. Ich hätte es vielleicht nicht getan, wenn da nicht der Brief meiner Schwester gewesen wäre. Aber zwei billige Gründe wiegen mindestens doppelt so schwer wie einer.

Es war ein sonniger Tag nach einem der schönsten Sommer seit Menschengedenken; als ich mit meiner Reisetasche über den Markt ging, sah ich, dass die Leute immer noch in kurzen Hosen herumliefen.

Der 15. September. Ein Montag. Ich war gerade dreiundfünfzig Jahre alt geworden, auf dem Weg zum Bahnhof machte ich einen kurzen Abstecher in den Systembolaget und kaufte mir eine kleine Flasche Grant's. Es gehört nicht zu meinen Gewohnheiten, Whisky zu trinken, aber es gab eine Stimme in mir, die sagte, dass ich eine Art Sicherheitsnetz bräuchte.

Ich habe schon immer auf meine innere Stimme gehört.

Draußen auf dem Bürgersteig stieß ich auf Henry Unger.

»Herzlichen Glückwunsch«, sagte er. »Ich habe gehört, dass du unterrichtsfreie Zeit bewilligt bekommen hast.«

»Schönes Wetter«, erwiderte ich. »Sicher an die fünfundzwanzig Grad, oder was meinst du?«

»Ich verstehe«, sagte Henry. »Du willst nicht darüber reden. Gehst du auf Reisen?«

Er deutete auf meine Tasche. Ich nickte. Registrierte, dass er

ein Pflaster am Hals hatte, schräg unter dem rechten Ohr, und fragte mich, ob er vielleicht wieder mit irgendeinem Liebhaber Streit gehabt hatte. Henry war auf seine alten Tage homosexuell geworden, hatte aber bis jetzt noch nicht die richtige Harmonie und Sicherheit in seinem Liebesleben gefunden.

Aber vielleicht ist es auch gar nicht das, was er will, dachte ich, als ich ihn in den Bus steigen sah, der in die Vororte fuhr. Lieber ein wenig Blut und Feuer und die Erinnerung daran, dass man immer noch am Leben ist. Ich kann nicht leugnen, dass ich ihn in dieser Hinsicht verstehe.

Ansonsten trafen seine Vermutungen ins Schwarze. Sowohl, dass ich unterrichtsfreie Zeit bewilligt bekommen hatte, als auch, dass ich nicht darüber sprechen wollte.

Das lag natürlich in der Natur der Sache. Die zehn so genannten Freistellungen waren von unseren vorausschauenden Kommunalpolitikern vor einigen Jahren eingerichtet worden, doch ihre genaue Zielrichtung lag ein wenig im Dunkeln. Aus pädagogischen, aber auch praktischen Gründen. Die Formulierungen waren alles in allem vage gehalten – aller Wahrscheinlichkeit nach, um den geschätzten Betroffenen die Möglichkeit zu geben, von Fall zu Fall zu entscheiden.

Sich zu bewerben, war auf jeden Fall allen freigestellt, die seit mindestens zehn Jahren als Lehrer in der Kommune arbeiteten, man behielt sein Gehalt und brauchte nicht zu unterrichten oder auch nur an irgendeiner Form von schulischer Arbeit teilzunehmen. Aber höchstens ein Jahr lang, so lautete die Abmachung. Das Ganze konnte sowohl als eine Art Belohnung nach langen treuen Diensten gesehen werden – ein freies Jahr in der Mitte des Lebens – als auch als eine Möglichkeit, einem müden, ausgebrannten Pädagogen die Möglichkeit zu geben, wieder zu Kräften zu kommen. Nach Ansicht einiger Leute gab die Freistellung Schulleitern auch die Möglichkeit – zumindest zeitweise –, hoffnungslose Lehrer loszuwerden. Solche, von denen es immer dreizehn in jedem Dutzend gibt und die mehr Schaden anrichten als Nutzen bringen.

Aus welchem Grund genau ich meinen Antrag im März eingereicht hatte – und aus welchem Grund ich einer der Auserwählten unter Hunderten von Bewerbern wurde: das war nichts, worüber ich weiter nachzudenken gedachte. Nicht einmal abwägen wollte ich es, jedenfalls nicht an so einem Tag, aber auf jeden Fall kannte ich Henry Unger lange genug, um zu wissen, dass er es nicht böse meinte.

Sicher hatte er auch sein Päckchen zu tragen. Pflaster am Hals und was es da sonst noch so gab. Das war kein Tag, um sich tiefer in diese Dinge zu vergraben.

Ich schaute auf die Uhr. Mein Zug sollte in zwanzig Minuten fahren. Ich packte meine Tasche und ging weiter in Richtung Bahnhof.

Meine Ehefrau heißt Liv.

Sie ist vierzehn Jahre jünger als ich, wir leben seit acht Jahren zusammen und haben insgesamt drei Kinder. Ich bin für zwei zuständig, einen Sohn und eine Tochter, die ich während meiner ersten Ehe mit einer Frau namens Lois bekam. Alle drei sind aus meinem Leben verschwunden. Liv hat eine Tochter von vierzehn Jahren, die jede zweite Woche bei uns wohnt.

Wohnte. Ich vergesse bereits, dass ich sie verlassen habe. Liv und Linnea. Ich schreibe das hier im Zug, vermutlich haben sie noch gar nicht gemerkt, dass ich fortgegangen bin. Linnea ist bei ihrem Vater, da es eine gerade Woche ist, und ihre Mutter hat Abendschicht in der Bibliothek, wie an jedem Montag.

Nun ja, zur rechten Zeit wird es allen Beteiligten klar werden. Ich gehe auf die Toilette, pinkele und trinke einen Schluck Whisky. Setze meinen Weg fort zum Speisewagen. Wie immer bin ich voller Unruhe, aber sie hat schärfere Konturen heute, was natürlich nicht besonders verwunderlich ist.

Obwohl natürlich auch die Umgebung irgendwie frischer und schärfer wird, wenn man eine entscheidende Veränderung dieser Art beschlossen hat. Ich spüre es an den Men-

schen um mich herum. An den Gesprächen, denen ich mit halbem Ohr lausche, und an den Überschriften der Zeitungen. Ich merke, dass ich bereit bin, mich auf die Welt und ihre Aktionen einzulassen, plötzlich sind Dinge und Sachen wieder wichtig, und der vorsichtige Blick, den mir die große, blonde Frau schenkt, die mir direkt gegenüber sitzt, könnte sicherlich eine Öffnung hin zu ganz neuen Spielplänen bedeuten, das ist deutlich zu spüren.

Aber mir ist klar, dass ich langsam vorgehen muss. Natürlich ist es Marias Brief, der die nächste Zeit, die nächsten Tage bestimmen wird. Ich weiß nicht, was mit ihr los ist. Ich war seit Vaters Beerdigung vor dreizehn Jahren nicht mehr zu Hause, und wenn das wirklich stimmt, was sie behauptet, so will ich mich nicht ablenken lassen. Von nichts, es wird Zeit und Kraft kosten, sie hat mir zugesagt, dass ich in meinem alten Zimmer unterm Dach wohnen kann, genau wie früher, und mit einem pervertierten Teil meines unterstimulierten Gehirns freue ich mich direkt darauf.

Ich trinke meinen Kaffee aus und kehre an meinen Platz zurück. Lese einige nicht besonders interessante Seiten in Klimkes Betrachtungen und falle bald in den Schlaf.

Ich träume von meiner Geliebten Sofia. Das habe ich seit Juni immer mal wieder getan, seit sie mir erklärt hat, dass sie schwanger ist, und ich Schluss mit ihr machte.

Ich träume davon, wie wir ab und zu miteinander schliefen, von ihrem Klammergriff um meine Hüften und ihrem Muttermal unter dem linken Schulterblatt. Es ist ungefähr so groß wie eine Handfläche und zeigt detailliert eine Karte von Island. Natürlich ohne Orte, Straßen und Wasserläufe, aber mit so deutlich gezeichneter Küstenlinie, inklusive Buchten und Landzungen, dass einem klar wird, dass Gott tatsächlich mit Landkarte und Millimeterpapier dagesessen haben muss, als er Maß nahm für Sofia und ihre Details. Ich habe es mit Paulsson-Forsbergs Schulatlas verglichen, ich weiß, wovon ich rede.

Sofia Ilmari Jonsson. Wir begegneten uns vor drei Jahren in einer Kneipe in München, stellten fest, dass wir im gleichen Land und gleichen Ort lebten, und betranken uns nach und nach. Wir beschlossen ziemlich schnell, dass wir einander nur zur Freude und zum Zeitvertreib dienen wollten, niemals zusammen leben und keine Kinder in die Welt setzen wollten.

Folglich habe ich Sofias Existenz meiner Ehefrau gegenüber mit keinem Wort erwähnt. Es hat keinen Anlass dazu gegeben, und als Sofia mich dann im Juni in Ofvandahls Café treffen wollte, ahnte ich bereits Böses, wie ich sie da mit einem ganz neuen Ernst im Blick sitzen sah.

Ich bekomme ein Kind, sagte sie und löffelte den Schaum von ihrem Cappuccino, wie sie es immer tat.

Die meisten Frauen hören auf, Kaffee zu trinken, wenn es so um sie steht, erwiderte ich.

Ich nicht, erklärte Sofia. Ich bin nicht wie die anderen Frauen.

Wie weit bist du?, fragte ich.

In der achten Woche, antwortete sie.

Ich dachte eine Weile nach, dann erklärte ich, dass sie unsere Vereinbarung gebrochen habe und dass es mir in Anbetracht dessen nicht möglich sei, unsere Beziehung weiter fortzuführen.

Sie saß da, rührte einige Sekunden lang mit dem Löffel in ihrem Kaffee herum, dann schaute sie mich mit funkelnden Augen an und bat mich, zur Hölle zu fahren.

Ich spürte, dass wir uns nichts weiter zu sagen hatten, betrachtete meinen unberührten Kaffee und verließ sie.

Genau von dieser Episode träume ich, sowohl jetzt im Zug als auch schon früher im Laufe des Sommers, hin und wieder, und im Traum stolpere ich jedes Mal in der Tür auf dem Weg hinaus. Ich trete schräg auf die Türschwelle, falle kopfüber die kurze Treppe hinunter, die es in Ofvandahls realer Welt nicht gibt, nur in der des Traumes, und lande auf dem Bürgersteig. Der ist nass und schmutzig und voll mit Hundescheiße

und einer Art kurzer, fatter Würmer, die vielleicht Leichenmaden sind, wobei ich nie Leichenmaden gesehen habe und mir nicht sicher bin, ob man eigentlich einen Gegenstand träumen kann, auf den man im wachen Zustand noch nie gestoßen ist. Doch, das kann man natürlich. Aber sind es nicht eigentlich Larven, Fliegenlarven?

In Wirklichkeit bin ich niemals gefallen. Ich trat problemlos hinaus in den Regen, spannte meinen Regenschirm auf und schaute nicht zurück.

Irgendwo hinter Gävle halten wir. Über Lautsprecher wird mitgeteilt, dass an der Lok ein technischer Defekt eingetreten ist, wir aber weiterfahren werden, sobald der Fehler behoben sein wird.

Ich schaue aus dem Fenster. Eine frühe Dämmerung will sich über das Land legen. Rechts haben wir Nadelwald mit Birkeneinschlag, links haben wir Nadelwald mit Birkeneinschlag. Nach einer halben Stunde kommt ein Schaffner vorbei, und ich frage ihn, wie es steht. Er erklärt mir, dass es wohl noch so fünfundvierzig Minuten dauern wird, allerhöchstens eine Stunde.

Ich frage, wie es mit meinem Anschlussbus in Y. aussieht. Er zieht einen Block aus der Brusttasche und studiert ihn eine ganze Weile. Blättert hin und her, wobei er schwer atmet und besorgt blickt. Er ist ein wenig übergewichtig und hat offensichtlich zu hohen Blutdruck, eine Einschätzung, die ich auf Grund seiner Gesichtsfarbe und seiner leicht hervorstechenden Augen treffe. Dann stopft er seinen Block wieder in die Tasche und sagt, dass es nicht klappen wird, leider, leider. Es sind verschiedene Gesellschaften, die die unterschiedlichen Linien betreiben, und man stehe nicht in der Pflicht, auf verspätete Züge zu warten.

Ich bedanke mich für die Information und lege den Klimke weg. Denke, dass es dann wohl ein Hotel in Y. werden wird, und versuche Maria mit dem Handy zu erreichen, aber wir be-

finden uns in einer Gegend, in der es keine Verbindung gibt, so dass ich es aufgebe. Ich gehe auf die Toilette und nehme einen Schluck Whisky sowie ein paar Halstabletten. Kehre zu meinem Platz und meinen Betrachtungen zurück.

Einen kurzen Moment lang stelle ich fest, dass ich mich nicht an meine Personenkennziffer erinnern kann, aber als ich die Augen schließe und ein paar Mal tief durchatme, taucht sie wieder vor meinem inneren Auge auf.

Sicherheitshalber gehe ich in meinem Kopf noch einige weitere Ziffernkombinationen durch, an die zwanzig europäische Flüsse und die Nobelpreisträger für Literatur von 1950 bis heute. Nirgends kann ich eine Lücke feststellen. Ich schüttle die Unruhe ab. Gleichzeitig bemerke ich, dass da etwas ist. Eine Bedrohung. Oder etwas, das mir demnächst zustoßen wird, ich weiß nur nicht recht, was.

Während ich dasitze und der Nadelwald rund um den still stehenden Zug immer dunkler wird, versuche ich zu verstehen, was es bedeutet, dass Viktor zurückgekommen ist.

Und ob es tatsächlich stimmen kann.

Er »war zu sehen«, schreibt Maria, aber auch wenn sie diese vage Formulierung benutzt, erscheint es, als wäre sie felsenfest überzeugt von der Sache.

Viktor soll also am Leben sein.

Er ist es die ganze Zeit gewesen, die ganzen dreißig Jahre, und jetzt ist er zurückgekehrt.

Er war zu sehen?

Es geht nicht daraus hervor, wo, und nicht, wer ihn gesehen haben soll.

Es geht überhaupt nicht besonders viel aus Marias Brief hervor, denke ich. Obwohl er über vier Seiten lang ist. Größtenteils handelt er von Rune und Skröppel. Rune ist jetzt seit fast vier Jahren arbeitslos, was ihm ganz offensichtlich auf die Nerven geht. Skröppel hat etwas mit den Nieren. Vielleicht muss man ihn einschläfern lassen, er ist ja mittlerweile auch

schon elf Jahre alt, wie Maria schreibt. Eine Operation ist teuer, und wenn es nicht klappt, bekommt man das Geld nicht zurück. Außerdem sind elf Jahre ein stolzes Alter für einen Hund.

Ich denke, dass ich am liebsten vorschlagen würde, Rune statt des armen Hundes einschläfern zu lassen. Rune hat Marias Leben zerstört, und es ist ihm noch nicht einmal gelungen, sie zu schwängern. Sie hätte ein Kind gebraucht, Maria, das hätte alles andere ausgeglichen, und da sie es nun einmal auf natürlichem Wege nicht geschafft haben, hätten sie zumindest eines adoptieren können. Es gibt Menschen, für die ich mehr Mitleid habe als für Rune.

Aber jetzt ist mir Rune scheißegal. Es geht um Viktor.

Ich versuche die Fragen um ihn herum zu formulieren, aber es will mir nicht gelingen. Sobald ich sie stelle, muss ich erkennen, dass sie bereits eine Antwort enthalten, die ich nicht akzeptieren kann. Unangebrachte Antworten, in gewisser Weise dem gesunden Menschenverstand widersprechend.

Ich habe Schwierigkeiten zu verstehen, was Maria wirklich mit dem meint, was sie im Brief schreibt. Ich versuche in den Nadelwald zu schauen, aber jetzt ist das Licht im Abteil eingeschaltet, und ich sehe nur die Spiegelung der Einrichtung und mein eigenes Gesicht. Die wenigen Menschen, die vereinzelt im Wagen sitzen, sind bis zur Unbeweglichkeit erstarrt. Einem jungen Mann mit rasiertem Schädel ist sein Kinn so weit heruntergefallen, dass ich sein Gaumenzäpfchen sehen kann, nur sein rasselnder Atem verrät, dass er noch am Leben ist. Eine ältere, große, krumm gewachsene Frau liegt über den kleinen ausklappbaren Tisch gebeugt, ihr Kopf ruht auf den nackten Armen. Ein halb gelöstes Kreuzworträtsel lugt unter ihrer Wange hervor.

Nichts geschieht, nichts außer dass die kleine Menge Alkohol, die ich zu mir genommen habe, in meinem Körper verbrennt und dass wir alle in stetem Takt altern. Das bilde ich mir zumindest ein. Ich schließe die Augen und beschließe,

dass der Zug sicher gleich weiterfahren wird, wenn ich nur langsam und unbemerkt bis achtundzwanzig zähle.

Es klappt nicht. Ich versuche es noch einmal.

Und noch einmal.

Als ich bei meinem vierundzwanzigsten Versuch bei sechzehn angekommen bin, kommt der Schaffner erneut vorbei. Ich begegne seinem Blick, und er nickt ernsthaft.

Es ist jetzt geklärt, sagt er. Wir werden in wenigen Minuten weiterfahren.

Ich bedanke mich bei ihm. Ich habe das Gefühl, als hätte ich nicht mehr sehr lange ausgehalten. Wenn es mir nicht schon vorher klar gewesen wäre, würde ich jetzt endgültig begreifen, dass es ein durch und durch besonderer Tag ist. Eine besondere Dämmerung. Die inneren Bruchflächen, die wir im hellen Tageslicht freilegen, kommen in der nachfolgenden Dunkelheit am besten zu Tage, so ist es immer gewesen, so wird es immer sein. Das wahre Gewicht einer Bewegung und ihre Bedeutung kommen erst im Stillstand zum Ausdruck.

Und es fällt mir schwer, das mit Viktor zu glauben.

Außer mir steigt nur noch ein weiterer Fahrgast in Y. aus. Es gibt irgendwelche Probleme mit den Lampen auf dem Bahnsteig, sie brummen laut und verbreiten nur so viel Licht, dass man mit Mühe und Not in den Tunnel findet, der unter dem Bahngleis hindurchführt, hinaus zu dem geschlossenen Bahnhofsgelände. Mein Mitreisender, ein hochgeschossener Jüngling mit Lederjacke und Pferdeschwanz, verschwindet in die andere Richtung, quer über das Bahnhofsgelände, ich gelange mit meiner Tasche auf den ebenso spärlich erleuchteten Bahnhofsvorplatz. Es ist Viertel nach zehn, insgesamt hat die Verspätung also genau zweieinhalb Stunden gedauert. Ich sehe nirgends einen Bus stehen und auch keine Taxis.

Überhaupt keinen Menschen. Aber auf der anderen Straßenseite – die parallel zu den Schienen verläuft und wo es noch vereinzelt ein erleuchtetes Schaufenster gibt und hier

und da ein Auto parkt – entdecke ich ein Hotelschild. Zwei der fünf vertikalen Neonbuchstaben sind zwar außer Funktion, aber es erscheint doch ziemlich wahrscheinlich, dass sich hinter H-TE- nichts anderes verbirgt als eben eine Herberge für gestrandete Zugreisende.

Ich schlage meinen Jackenkragen hoch und lenke meine Schritte auf den Eingang zu. Hier ist die Luft kälter, offensichtlich ist vor kurzem ein Herbstregen niedergegangen, und als ich die hellgrüne, schwach erleuchtete Nachtklingel drücke, denke ich, dass es ebenso gut schon November sein könnte.

Ich werde von einer Frau um die fünfundzwanzig hereingelassen. Sie hat sich ein dickes Buch unter den Arm geklemmt und die Brille auf die Nasenspitze heruntergeschoben; vielleicht verbringt sie die Nachtstunden in der Portierloge damit zu studieren, das würde ich jedenfalls tun. Sich eine Berufsausbildung beschaffen, die es einem ermöglicht, diese Gegend zu verlassen und in die Welt hinaus zu kommen. Sie fragt mich, ob ich mit dem Zug gekommen bin, erklärt, dass neunzehn von zwanzig Zimmern frei seien, und bittet mich, mir eine Nummer auszusuchen.

»Nummer acht«, sage ich.

Sie lacht auf. Legt ihr Buch hin und nimmt die Brille ab. Sieht plötzlich richtig niedlich aus. Warme, nussbraune Augen und diese sanften Schatten unter den Wangenknochen, die ich einen langen Zeitraum meines Lebens mehr oder weniger unwiderstehlich fand.

»Wie konnten Sie das wissen?«, fragt sie. »Das ist das einzige Zimmer, das belegt ist. Vor einer Stunde ist eine Frau angekommen, die unbedingt die Nummer acht haben wollte. Sie hat mit ihrem Mann dort gewohnt, vor vierzig Jahren, hat sie behauptet.«

»In Nummer acht?«

»Ja. Deshalb seien Sie doch so gut und suchen Sie sich ein anderes Zimmer aus.«

»Sechs?«, schlage ich vorsichtig vor.

Sie überreicht mir einen Schlüssel mit einem schweren, herzförmigen Metallklumpen, erklärt, dass das Frühstück zwischen sieben und neun Uhr serviert wird, und wünscht mir eine gute Nacht.

Das Zimmer ist grau und voller Wehmut. Ein Doppelbett, ein kleiner Tisch, ein Stuhl, ein Fernseher. Ein freistehender schiefer Schrank, Toilette, Dusche.

Ein Wandbild mit dem Foto eines Treckers, der über ein offenes Feld fährt. Eine deutlich südlichere Landschaft, wie ich annehme, die Erde ist rötlich.

Ich stelle meine Tasche ab. Hole die Whiskyflasche hervor und nehme einen ordentlichen Schluck.

Ziehe mir die Kleider aus. Pinkele und bürste mir die Zähne. Gehe zu Bett.

Bevor ich einschlafe, lese ich noch einmal Marias Brief. Den letzten Abschnitt zweimal.

Doch das Wichtigste zum Schluss, David. Viktor war hier in der Gegend zu sehen. Ich begreife nicht, wie das möglich ist oder was es bedeutet, aber ich fühle mich unruhig und aufgewühlt. Ich kann diese Sache natürlich nicht mit Rune diskutieren, der Einzige, mit dem ich darüber reden könnte, wärst du. Bitte, kannst du nicht herkommen, ich habe das Gefühl, dass etwas Schreckliches passieren wird. Manchmal des Nachts bekomme ich fast keine Luft mehr.

*Mit freundlichen Grüßen
Maria*

Ich lege den Brief auf den Nachttisch. Plötzlich taucht Kommissar Malander in meinen Gedanken auf.

Seine lange, magere Gestalt und seine traurigen Augen. Gibt es ihn noch?

Natürlich muss er inzwischen pensioniert sein, aber lebt

er noch? Wäre es möglich, ein Gespräch mit ihm zu führen?

Ich versuche mich daran zu erinnern, wie alt er wohl zum Zeitpunkt des Mordes gewesen sein kann, doch es scheint, als wollte er sich dieser Einschätzung entziehen.

Vielleicht so um die fünfzig. Aber es könnten gut und gerne auch zehn Jahre mehr oder weniger gewesen sein. Ein merkwürdiger Mann, dieser Kommissar Malander, der Meinung waren damals alle.

Alle, mit denen ich gesprochen habe. Ich selbst war ja nicht vor Ort, als es passierte.

Ich lasse Klimke liegen. Lösche stattdessen das Licht und rolle mich zusammen, die Hände zwischen den Knien. Es ist kalt im Raum. Das blaulila Hotelschild schimmert schwach durch die Gardinen. H-TE-.

Ich erwache mit einem Ruck. Ein schiefes, Schwindel erregendes Gefühl im Körper, ich muss geträumt haben, dass ich falle. Die Zunge klebt am Gaumen, ich bin in kalten Schweiß gebadet und spüre einen kräftigen Druck von innen auf die Schläfen.

Ich öffne die Augen und sehe nur Dunkelheit. Irgendwo läuft die Wasserspülung, es singt in einem Rohr.

Wo bin ich?

Was ist das hier?

Es dauert einige Sekunden, bevor ich diese Fragen zufriedenstellend beantworten kann.

Es ist der Schicksalstag.

Der bedeutungsschwangere Nachmittag, an dem Viktor Vinblad Fermats letzten Satz beweisen soll.

Ein Dienstag am Monatswechsel August/September 1965 genauer gesagt. Die Realschule ist in ihrer zweiten Woche im Halbjahr, und eine gnadenlose Sonne brennt auf die viereckige Lehrburg. Solide und kubistisch steht sie da in ihrer prägnanten Selbstverständlichkeit, ein Ziegeleigeschöpf des Stadtarchitekten Mendelberg, ausgeführt zwischen den Jahren 1910 und 1912 und zweifellos eines der Denkmäler der Stadt. Eigentlich das Einzige, wie böse Zungen behaupten, aber die haben dann das Rathaus, das Barin-Denkmal und den Glockenturm neben der Kirche vergessen.

Ein verirrter Uhu hockt dösend auf dem First des steilen, schwarzen Daches – direkt in der unbarmherzigen Sonnenhitze –, doch nur ein gewisser alter Ornithologe, Hjalmar Augustin Löwenhielm, bemerkt von seinem Balkon an der weißen Holzvilla auf der anderen Seite der Palmyragatan aus den ungewöhnlichen Vogel; er macht sich eine Notiz und schickt sie an die Länstidningen, aber dort wird sie nie veröffentlicht, und das hat so wenig mit der Erzählung hier zu tun, dass wir es dabei bewenden lassen.

In dem Schulgebäude, da findet die Erzählung ihren Platz, und auch hier wird geschlummert. Besonders auf der Südwestseite ist es heiß wie in den Hosen eines Feuerschluckers,

und es ist der Geographielehrer Uhrin, der diese anschauliche Feststellung macht, während er sich die Stirn mit einem karierten Taschentuch abwischt und ausgewählte Teile der Ulmanderschen Gesteinssammlung den Neuankömmlingen der 1b präsentiert. Die Wissensaufnahme muss vom Grunde her anfangen, Ulmander war zwischen 1926 und 1949 der stellvertretende Rektor der Schule, ein ergebener Sammler und Amateurgeologe, und das Gesamtgewicht seiner Quarz-, Granit-, Feldspat-, Glimmer-, Bergkristall- und Beryllschenkung macht, wie jemand gewissenhaft errechnet hat, gut und gern zweitausendsechshundert Kilo aus.

Die Neuen haben natürlich im Erdgeschoss ihre Räume, so ist es immer gewesen, und so soll es auch bleiben, und die Gesteinssammlung befindet sich unglücklicherweise ganz oben unter dem Dach. Das sind viele Treppenstufen, aber es sind zweiunddreißig Schüler in der Klasse, zwei pro Kiste macht sechzehn Kisten, und die Anschauung ist das A und O des Geographieunterrichts. Wie jeden anderen Unterrichts auch.

Im ersten Stock, direkt über den Steinstudien, findet zur gleichen Zeit, die Uhr nähert sich an diesem historischen Nachmittag der Drei, Deutschunterricht mit dem zweiten Jahrgang, der 2b statt, eine ziemlich mittelmäßige Versammlung, wenn man bei der Wahrheit bleiben soll, und das wollen wir ja – aber unter autoritärer Leitung von Studienrat Stille. Es ist eine Einzelstunde, man hat gerade erst angefangen. Der Studienrat hat einen Matrizenabzug mit Präpositionsübungen verteilt, sowohl Dativ als auch Akkusativ, während er den Clou des Tages vorbereitet. Hausmeister Underström war in der Pause im leeren Klassenraum und hat letzte Hand an die Elektrizität gelegt und Stille das Startzeichen gegeben. Natürlich muss es während des laufenden Unterrichts stattfinden, es gibt keinen Grund, es im Geheimen zu tun und auf den Effekt zu verzichten, und um drei Uhr ist laut allgemeinen Wissens der heißeste Zeitpunkt des Tages. Auf Stilles Initiative hin wurde die Innovation eingeführt, die Installationsarbeiten

haben den ganzen Sommer über gedauert, auf Grund unvorhersehbarer technischer Probleme zogen sie sich ein paar Wochen länger als gedacht hin, aber jetzt ist alles im Kasten. Stille reibt sich die Hände, er ist Junggeselle und eine Koryphäe im Lande, nicht nur, was die deutschen Präpositionen betrifft, sondern auch in Bezug auf Modelleisenbahnen, besonders der Marke Fleischmann.

Draußen auf dem heißen, in den letzten Wochen der Sommerferien frisch asphaltierten Schulhof, läuft eine einsame Gestalt mit einem dicken Notizblock herum. Das ist Nervöser Persson, ein gebrochenes Genie in einer der Klassen des dritten Jahrgangs, er ist dabei, den Fahrradbestand zu inventarisieren. Warum, das weiß niemand, aber das stört NP nicht. Jeder hat so seine Aufgabe, ob es nun nach Gottes Wünschen geht oder nicht; er untersucht Fabrikat, Farbe, Anzahl der Gänge, Geschlechtszugehörigkeit sowie vier oder fünf andere Variablen, und er notiert sich alle Angaben in den dafür mit dem Lineal sauber gezogenen Kästchen auf seinem Block. Es gibt an drei der vier Wänden des Schulgebäudes Fahrradständer, eine Unendlichkeit von Drahteseln, wie es scheint. Aber Nervöser Persson wird von Unendlichkeiten angezogen, und morgen ist auch noch ein Tag. Er hat sich nach dem Mittagessen – Labskaus mit Roten Beeten und Petersilie in der neuen Kantine des Bürgerhauses – abgesetzt, mit Einverständnis des Klassenlehrers Martelius und aller anderen Betroffenen. Nervöser Persson nimmt am Unterricht teil, so lange er es schafft, er besteht ja sowieso alle Prüfungen mit Glanz und Gloria, eigentlich ist er ein ebenso fremder Vogel wie der Uhu auf dem Dach, und bald soll er Zeuge eines Geschehens sein, dessen Nachwirkungen noch viele, viele Jahre später zu spüren sein werden. Gott weiß, wie viele.

Aber im zweiten Stock, dem vorletzten – denn ganz oben liegen natürlich Lehrerzimmer und Materialraum sowie Werkraum und Musiksaal, der Raum mit der Ulmanderschen Sammlung sowie das Atelier des wild-genialischen Zeichen-

lehrers und Künstlers Rubandersson und seine Unterrichtsdomäne; eine Wand mit einer Feuertür in der Mitte trennt diese beiden Größen voneinander, und wirklich begabten Schülern, möglichst weiblichen und ein wenig rotgelockten, Rubens-artigen, ist es gestattet, ab und zu im Atelier selbst zu arbeiten, um das richtige Gefühl für Öl, Acryl und das innerste Wesen der Kunst zu bekommen, wie man vermuten darf, und wenn Rubandersson mit einer Extraportion Schaffenskraft erfüllt wird, schließt er oftmals die Tür hinter sich und lässt Krethi und Plethi, so gut sie können, im korrekt von links einfallenden Licht Arzneiflaschen skizzieren und malen, *vita brevis ars longa* – aber darunter, im zweiten Stock wie gesagt, da sind die dritten und vierten Jahrgänge am Arbeiten, und im südwestlichen Bereich – über Uhrin und über Stille mit anderen Worten –, im Saal 303 links vom Treppenhaus, da hat Viktor Vinblad soeben seinen Vortrag über Fermat und die angekündigte Beweisführung, die mehr als drei Generationen von Mathematikern auf den Pott setzen soll, begonnen. Es ist unglaublich.

Ja, bemerkenswert ist es wirklich, und es war Oberstudienrat Christoffersson höchstselbst, der von dem großen Fermat erzählt und Viktor auf die Fährte gesetzt hat. Er tat es als eine Art Schluss- und Höhepunkt im ersten Halbjahr, und jetzt hat der junge Viktor seine Sommerferien damit verbracht, das Rätsel zu lösen, über dem Mathematiker auf der ganzen bekannten Welt seit 1637 brüten. Pierre de Fermat war sechsunddreißig Jahre alt, als er in Paris sein großes Rätsel komponierte, Viktor Vinblad ist fünfzehn, wird bald sechzehn. Es sind 328 Jahre vergangen. Fermat schrieb in den Marginalen von Diofantos Arithmetica, dass er einen wunderbaren Beweis für seine These gefunden habe, aber nirgends Platz finde, um ihn aufzuschreiben. Vinblad hat seinen Beweis in ein dunkelgrünes, zerlesenes Schreibheft der Marke Skrivrit gekritzelt.

$$x^n + y^n = z^n$$

steht auf der rechten Seite der schwarzen Tafel. Auf der linken befinden sich Zahlen, die, wie Viktor soeben der Klasse erklärt hat, aus den dritten Potenzen der positiven ganzen Zahlen bestehen.

1 8 27 64 125 216 343 512

Viktor ist rot im Gesicht und fummelt ab und zu an der gepunkteten Fliege herum, die ihm meine Mutter zu Ehren dieses Tages heute Morgen umgebunden hat und die er aus irgendeinem Grund nicht wieder abgenommen hat. Sein langer, schiefer Pony hängt ihm über die Augen, und er ist gezwungen, ihn zur Seite zu streichen, um nicht den Kontakt mit seinem Auditorium zu verlieren. Er ist offensichtlich nervös. Er hat auf seinem hellblauen, kurzärmligen Hemd Schweißflecken unter den Achseln.

Das Auditorium umfasst die ganze 3b, aber in erster Linie Christoffersson und Lena Ljung-Ljungkvist. Ersterer sitzt auf der Fensterbank des mittleren der drei hinteren Sprossenfenster. Die Sonne brennt ihm auf den Rücken, den Nacken und die einsetzende Glatze, aber das stört ihn nicht. Im Lichte dessen, was sich in dieser Versammlung abspielt, stört ihn nichts. Das ist ein großer Augenblick, ein Wendepunkt in der Geschichte der Mathematik, etwas, das in dreihundert Jahren in den Büchern stehen wird. Es ist erregend und äußerst selten, schwer, es wirklich zu glauben, denn gleichzeitig erscheint es fast wie immer. Man darf sich in den Arm kneifen und sich konzentrieren, und der 47jährige Oberstudienrat hat tatsächlich seine gesamte Aufmerksamkeit, sein gesamtes Wesen auf den begabten, frühreifen Jüngling dort vorne am Pult gerichtet. Was schreibt er jetzt? ... Eine neue Zahlenreihe in den Zwischenraum unter die Dreierpotenzen.

Viktor legt die Kreide hin und wendet sich der Klasse zu.

»Das sind die Differenzen zwischen den Zahlen, die wir in der oberen Reihe sehen«, erklärt er. »Acht minus eins ergibt sieben, siebenundzwanzig minus acht sind neunzehn und so weiter. Ein charakteristisches ... ein charakteristisches Merkmal für diese Zahlenreihe ist, wie alle sehen können, dass die Zahlen, wenn man eins von ihnen abzieht, immer durch die Zahl Sechs teilbar sind. Also sechs, achtzehn, sechsunddreißig, sechzig, neunzig und so weiter ...«

Er schiebt den Pony zur Seite und wirft einen Blick schräg nach links. Da sitzt Lena Ljung-Ljungkvist. Sie trägt heute eine dünne weiße Bluse, und ihr dickes rotbraunes Haar ist mit einem Band, Ton in Ton mit ihren Augen, zusammengebunden. Diese sind schräg, grün und auf ihn gerichtet, auf niemanden sonst, und sie hat den Mund einen Zentimeter weit geöffnet, gerade so viel, dass ihre blitzend weißen Zähne die Spur einer Ahnung zu sehen sind.

Viktor Vinblad kommt aus dem Konzept, und es herrscht ein paar Sekunden lang ein absolutes, etwas schicksalsschweres Schweigen im Klassenzimmer. Wie eine Prophezeiung.

»Ähum«, sagt Oberstudienrat Christoffersson.

Viktor zuckt zusammen und fährt fort.

»Jahaja ... hrrm. Wenn wir also die Differenz zwischen zwei Kuben berechnen, das heißt, zwischen zwei dritten Potenzen, die nebeneinander liegen, so bekommen wir auffallend oft eine Primzahl ...«

Er dreht sich erneut zur Tafel um.

»... in dieser Folge sind nur einundneunzig und hundertneunundsechzig keine Primzahlen ...«

Er räuspert sich und schreibt auch diese Ziffern an die Tafel. Aber währenddessen geschieht etwas anderes. Etwas ganz anderes und Unerwartetes. Ein gewisser Bert-Åke Bertilsson, ein hoch aufgeschossener Junge von Åbytorp, heute in ein

neues, pepitagemustertes Hemd verpackt, mit Pomade im Haar und einem Zigarettenstummel elegant hinter das linke Ohr geklemmt, findet die Zeit gekommen, einen Schachzug zu wagen. Er ist der Banknachbar von Lena Ljung-Ljungkvist, schließlich ist man eine moderne Lehranstalt und setzt deshalb möglichst Mädchen/Junge, es ist so heiß im Klassenzimmer, dass er den Duft ihrer Haut und ihres Körpers spüren kann, und als er die Augen schließt, überfällt ihn eine Art inneres Schwindelgefühl, er hat seit dem Vormittag einen Ständer, es fühlt sich wie die reinste Zementsäule an, und während er die Luft anhält und die Augen schließt, schiebt er die rechte Hand über den Tisch und umschließt mit seinen Fingern die ihren, es ist eine zufällige Bewegung, so kann es scheinen, bewusst zufällig, entsprungen der Gedankenabwesenheit und dem heißen Tag und Gott weiß, welchen geheimnisvollen Mechanismen und hormonellen Löchern, es vergeht eine Zehntelsekunde, es vergeht noch eine, und sie lässt ihre Hand dort liegen. Lena Ljung-Ljungkvist holt einmal extra tief Luft, so dass sich ihre Brust zu ungeahnten Höhen erhebt, und akzeptiert das Faktum. Das Faktum, dass Bert-Åke Bertilsson seine Hand auf ihre gelegt hat. Ein Beben durchläuft die Klasse, so erscheint es Bert-Åke. Es ist magisch. Lebendig, gefährlich und unbegreiflich.

» ... wenn wir stattdessen umgekehrt vorgehen, das heißt, die Kuben addieren, die nebeneinander liegen, dann erhalten wir folgende Reihe ...«

Die Tafel füllt sich mit weiteren Rechenschritten, das Publikum ist abwechselnd verblüfft und ermüdet, Viktor wischt die Tafel ab, um Platz für die neue Zahlenreihe zu bekommen.

9 35 91 189 341 559 855

Er unterstreicht sie.

»Das Bemerkenswerte an diesen Zahlen ist, dass jede Dritte

durch neun teilbar ist, die dazwischen sind durch neun teilbar, wenn man eins hinzuaddiert oder abzieht ...»

Er wirft Christoffersson einen fragenden Blick zu und erhält ein aufmunterndes Nicken zurück. Eine Weile wischt er mit eifrigen Gesten, wendet sich dann erneut der Klasse zu. Fummelt an der Fliege.

»Wie ihr wisst, besagt Fermats letzter Satz ja, dass es unmöglich sein soll, einen Kubus in zwei kleinere Kuben zu teilen ... oder potenziell ausgedrückt ...»

Irgendwo hinten aus den letzten Reihen ist ein Kichern zu hören, und Viktor kommt erneut aus dem Konzept.

»Äh ... und alle wissen, dass dem so ist, aber niemand hat bisher sagen können, warum. Und das betrifft vermutlich nicht nur die dritten Potenzen sondern alle Potenzen, die größer sind als zwei. Wenn wir uns jetzt einmal die letzte Reihe anschauen, also die Kubensumme ...»

Meine Potenz ist größer als zwei, denkt Bert-Åke Bertilsson, und er vermittelt diesen Gedanken mittels eines leichten Händedrucks an seine göttinnenähnliche Banknachbarin. Sehr viel größer.

Viktor fällt die Kreide zu Boden, er beugt sich hinunter und hebt sie auf, aber im gleichen Moment kommt erneut Lena Ljung-Ljungkvist in sein Blickfeld. Vielleicht sucht er den Kontakt zu ihr, vielleicht ist es auch gar nicht gewollt. Das kann man nicht wissen. Auf jeden Fall ist es schicksalhaft.

»Ja aber, was um ...«, sagt er.

Dann verstummt er. Es vergehen drei Sekunden.

»Mach ruhig weiter!«, ermuntert ihn der Lehrer hinten von dem mittleren Fenstersims.

Aber Viktor Vinblad kann nicht weitermachen. Er ist stehen geblieben und starrt auf zwei Hände, die ineinander verflochten auf Lena Ljung-Ljungkvists und Bert-Åke Bertilssons Bank liegen, und ein starkes Gefühl der Übelkeit schießt in ihm auf. Plötzlich kann man sehen, wie ihn Würgekrämpfe schütteln, es scheinen Wogen durch den Körper des armen Jünglings zu

fahren, die Blutadern am Hals sind angespannt, er hält sich die Hand vor den Mund, während sein gesamter Körper schwankt. Plötzlich sind sämtliche Schüler der Klasse 3b un-
gemein aufmerksam, sogar Valter Efraim Stålberg bekommt einen wachen Blick, man richtet sich auf den Stühlen auf, man streckt den Hals, will mitbekommen, was im nächsten Moment geschieht.

Was aus Viktor Vinblads Mund herauskommen wird, genauer gesagt. Wird der berühmte Beweis für Fermats letzten Satz herauskommen, oder etwas ganz anderes? Das Schulmit-
tagessen beispielsweise?

Es steht offensichtlich auf der Kippe, jetzt zupft der arme Junge ganz verzweifelt an seiner Fliege und am Kragen, allem Anschein nach ein Versuch, mehr Luft zu bekommen, er klappt die Kiefer auf und atmet plötzlich mit offenem Mund, keucht geradezu. Zwei Mädchen in der ersten Reihe ducken sich, offenbar Schutz suchend, altes Labskaus ist nun nicht gerade etwas, das man an einem heißen Spätsommertag wie diesem gern über sich ausgegossen bekommen möchte.

Dann kommt der Anfall. Ein letztes Würgen, eine Wellen-
bewegung von unten den Bauch herauf über Brustkorb und Hals, und die Wangen füllen sich. Aber es gelingt ihm den Mund zuzuhalten. Er sieht plötzlich wie wahnsinnig aus, wie ein richtiger Verrückter, und schon sprintet er quer durch den Klassenraum, entscheidet sich für das rechte Fenster, nicht für das mittlere, in dem Oberstudienrat Christofferson sich befindet, beugt sich über den Rand und spuckt direkt in den Sonnenschein hinaus.

Aber der Anlauf war zu schnell, niemand begreift so recht, wie es zugeht, jedenfalls fährt Viktor Vinblad in der Bewegung fort, durchs Fenster hindurch. Er kann sich nicht mehr bremsen, versucht zwar noch mit einer Hand den mittleren Fensterbalken zu packen, versucht noch rechtzeitig zu bremsen, aber es gelingt ihm nicht. Das junge Mathematikgenie purzelt aus dem Fenster; es sind mindestens acht Meter Fall-

höhe bis zu den Fahrrädern unten auf dem Hof. Er macht in der Luft eine halbe Salto-mortale-Drehung, landet mit dem Rücken auf einem Herrenfahrrad der Marke Ferm und bricht sich das Rückgrat auf der Stange. Innerhalb einer halben Minute ist er tot.

Nein.

Nein, so lief es nicht ab. Das ist nur ein Gedankenspiel, eine alternative Geschichtsschreibung. Ein Hintergrund, vor dem das, was tatsächlich passiert ist, scharf hervortritt und sich deutlich abzeichnet – es hätte so ablaufen können, aber es ist nicht so abgelaufen. Viktor Vinblad hätte zu Tode stürzen können, doch er überlebte.

Und die Kreise auf dem Wasser wurden größer, gerade weil er nicht starb. Gerade weil Studienrat Stille im Raum 203 – in exakt der gleichen Sekunde, in der Bert-Åke Bertilsson seine Hand auf die der schönen Lena Ljung-Ljungkvist im Raum darüber legte – beschloss, den Knopf zu drücken.

»Darf ich um einen Moment Aufmerksamkeit bitten. Achtung, aufgepasst!«

Die Schüler schauen von ihren Präpositionen auf. Wischen sich den Schweiß von der Stirn und begreifen zunächst nicht, worauf sie die gewünschte Aufmerksamkeit eigentlich richten sollen. Aber dann hört man ein leise quietschendes Geräusch von der Rückwand, und hier hat auch Studienrat Stille Aufstellung genommen, und es dauert nicht lange, bis man sehen kann, was gerade geschieht. Mit angenehmer, langsamer Ruhe fällt Schatten in den Klassenraum. Schatten, der genau durch die Innovation zu Stande kommt, die Stille initiiert und ausgeführt hat und die sogar gegen das Büro für Stadtplanung durchgeboxt werden musste. Und Mendelberg hat aus seinem Grab auf dem alten Friedhof Beifall gezollt, da gibt es keinen Zweifel. Die sengende Sonne soll in ihrer Gedanken lähmenden Besinnungslosigkeit gebremst werden.

Und wie? Mit Markisen natürlich! Markisen sind die moderne Lösung! Alle haben sie an den Tagen, als das zweite

Halbjahr begonnen hat, an der Außenseite eingerollt sehen können, aber erst jetzt öffnen sie sich in voller Blüte.

Schön dunkelrot sind diese Markisen, bordeaux heißt die Farbe, die sich so hübsch von den graubraunen Ziegeln abhebt, die Montagearbeiten haben den ganzen Sommer über auf der Südwestseite der alten Burg stattgefunden. Über alle vier Stockwerke natürlich, aber nur in 203 wird das Wunderwerk jetzt eingeweiht. Nicht zu glauben, und ist es nicht, als sänke die Temperatur sofort um zehn Grad im Raum? Die Markisen sind noch gar nicht richtig ausgefahren, als die Schüler bereits in spontanen Beifall ausbrechen. Das nennt man Fortschritt!

»Super!«, ruft beispielsweise der vielversprechende Tennis-junior Baltasar Lundblom, der mitten im Sonnenschein gesessen und von einem kalten Pommac in Sveas Konditorei geträumt hat. »Echt super!«

Studienrat Stille räuspert sich, kommt aber nicht dazu, das Wort zu ergreifen, bevor dort draußen etwas Unerwartetes geschieht, und gerade weil es just in diesem Moment geschieht, können neunundzwanzig Zeugen bestätigen, dass Viktor Vinblad tatsächlich geradewegs in eine dieser schönen Markisen gedonnert ist, in die westlichste. Sie können es bezeugen und bestätigen, dass die Konstruktion seinem Körpergewicht ungefähr zur Hälfte widersteht, die Geschwindigkeit soweit bremst, dass ihm das Leben gerettet wird – und was am wichtigsten ist: dass die Fallrichtung soweit verändert wird, dass er nicht auf die Fahrradständer prallt.

Obwohl eigentlich nur Nervöser Persson dieses Ergebnis sieht. Zunächst sieht er, wie drei elegante Markisen sich problemlos über den Fenstern im ersten Stock entfalten, das lenkt ihn von seiner Inventarsarbeit ab, er bleibt bei einem Hermes 61 a mit leicht offenem Mund stehen, und dann wird er Augenzeuge, wie ein Mensch durch eines der Fenster im Stockwerk darüber rauscht und direkt in eines dieser blutroten Segel fällt. Das dämpft die Geschwindigkeit und lässt den

Körper sozusagen ein wenig von der Wand abprallen, so dass er anschließend einen Meter von ihm entfernt auf dem Boden aufschlägt.

»Hoppla!«, sagt Nervöser Persson. »Oioioi. Was ist denn mit dir passiert?«

Aber Viktor Vinblad antwortet nicht.

Zum einen, weil er ohnmächtig geworden ist.

Zum anderen, weil er die Fähigkeit zu sprechen verloren hat. Er wird in den folgenden acht Jahren kein einziges Wort mehr von sich geben.

Der Tag ist der Fötus der Nacht.

An diesem tot geborenen Morgen frühstücke ich in einem engen, grün tapezierten Speisezimmer, in dem sich die Gerüche und Gegenstände die Waage halten. Alter, erkalteter Zigarettendrauch, Putzmittel älteren Datums. Ein düsterer Elchkopf und eine Standuhr, die auf Viertel vor fünf stehen geblieben ist. Drei Tische sind gedeckt, ich sitze allein an dem hintersten. Mit dem Rücken zur Wand. Kaffee, ein hart gekochtes Ei, Saft und ein Käsebrod. Ich blättere in der Länstidningen, die ich nicht mehr gelesen habe, seit ich erwachsen bin. Sie scheint sich nicht verändert zu haben.

Ein asiatisches Mädchen deckt auf und fragt, ob alles in Ordnung ist. Ich erkläre, dass alles in Ordnung ist. Sie füllt meine Kaffeetasse und verschwindet. Ich frage mich, wo sie wohl geboren wurde und wie sie in diesem abgelegenen Winkel gelandet sein mag. Aus einem verborgenen Lautsprecher ertönt ein klassisches Musikstück, das ich wiedererkenne, doch es gelingt mir nicht, es zu identifizieren. Nur Klavier, Cello und Geige. Vielleicht ist es Pärt.

Die Frau an der Rezeption ist gegen einen jungen Mann ausgetauscht worden. Er hat einen Schnurrbart, so groß wie der Schmutzrand unter einem Daumennagel, und scheint aus irgendeinem Grund nervös zu sein. Er teilt mir mit, dass der erste Bus nach K. bereits um sieben Uhr abgefahren ist. Der nächste fährt um Viertel nach elf.